scharen flogen nach dem Wasser. Und hoch über allem kreisten Geier.

Aber in einem Busch hing regungslos eine landläufig „Schwarze Mamba" genannte Schlange. Ich hielt sie für tot und wollte sie hervorziehen, doch Simon verhinderte dies, indem er mir kräftig auf die Hand schlug. „Stopp, Baas, die beißt! Die hat bloß noch die Nachtkälte im Leibe; gleich wird auch die Mamba erwärmt und lustig sein", sagte er. Dann hob er den Kopf der Schlange mit einem Stocke hoch, und ich schaute in lebendige, tückische Schlangenaugen.

„Verdammt, Simon, du hast recht. Es ist gut, daß du mir vor dem Begehen einer Dummheit auf die Finger klopftest", antwortete ich. — „Ja, Baas, du bist noch sehr grün im Lande", meinte er.

Er durfte aber die Schlange nicht töten, weil ich sehen wollte, wie sie sich verhielt, wenn sie „lustig" wurde. Noch hing sie hilflos wie ein schwarzes Tauende im Busch. Plötzlich schrie Simon: „Schießen!" als die Schlange unerwartet schnell zwischen den Zweigen des Busches hinunter rutschte. Unsere Schüsse krachten, Sand und Steinsplitter wirbelten auf; aus den feinen Staubwölkchen aber schoß die Schlange hervor. Mit einem Ruck sich zur halben Länge emporrichtend, schien es, als wolle sie uns angreifen. Doch unsere Pferde, welche die Gefahr wohl fühlten, rissen mit uns aus.

Gleich nachher fanden wir eine Wasserstelle. Wir sattelten ab. Bald schlief ich. Aber schon nach kurzer Zeit erwachte ich mit dem Gefühl, daß dieses Erwachen durch Außergewöhnliches herbeigeführt sein müsse. Als ich noch darüber nachsann, sprang Simon wie von Skorpionen gestochen auf, riß ein schmiegsames schwarzes Tauende von einem Zweige, der über mir hing, schleuderte es auf eine Klippe, daß es klatschte, brüllte auf und trampelte wütend eine Schwarze Mamba zu Brei. Dann biß er sich in den Arm, so daß ein feiner Blutstrom aus der Wunde quoll, sog und spuckte, denn er war bei der braven Tat trotz seiner großen Behendigkeit doch gebissen worden.

Simon äußerte, daß er der Schlange aus jenem Busche zum Opfer gefallen sei; sie sei uns rachsüchtig gefolgt. Er war ziemlich böse und behauptete, ich bliebe ewig grün im Lande. Nun, ich versöhnte ihn mit Gegengift aus der Flasche. Nach dem Einnehmen holte er tief Atem: „Baas, Rum — viel Rum ist sehr gut gegen den Biß einer Schwarzen Mamba." Er hat recht behalten, denn außer einem Mordsrausch hatte der Schlangenbiß keine Folgen für ihn.

In der Nacht trafen wir mit „alten" Afrikanern zusammen, und ein ehemaliger Sanitätsgefreiter nahm Simon in kundige Nachbehandlung. Am Lagerfeuer wurden nun natürlich Schlangenabenteuer erzählt. Unter anderem berichtete einer: „... also ich erwachte, weil mir etwas Feuchtkaltes über den Magen kroch. Das war eine Schlange. Plötzlich war sie fort. Beruhigt moppste ich weiter, denn solche Kleinigkeiten imponierten mir nicht mehr. Aber platt war ich, als ich in der Frühe unter meinem Sattel eine Schwarze Mamba fand, die ihre Jungen säugte ... Ja, die Alte hat, während ich schlief, unter meinem Kopfkissen Junge gekriegt." — Meine Freude an dem neuentdeckten Schlangensäugetier war besonders groß, denn diese Schlangen-Ente galt doch mir, dem „Grünen".

Ich habe sie den „alten" Afrikanern aber zurückgegeben, noch in derselben Nacht. Ich lag im Halbschlummer, da fühlte ich plötzlich, daß sich eine Schlange unter der Achsel hervor wand. Sie kroch kalt und feucht über meine Brust. Angstschweiß brach mir aus allen Poren. „Hilfe! Hilfe!" Im Nu waren die alten Afrikaner bei mir. Mit gebotener Vorsicht wollten sie mich aus den Decken schälen, aber meine Nerven hielten nicht mehr stand — ich griff zu und hatte unter dem Hemde die Schlange schon in der Faust. Ein Frösteln lief mir durch den Körper. Aber als ich um mich schaute, da mußte ich mir Gewalt antun, damit ich nicht in Lachkrämpfe fiel. Das Bild war aber auch zu wunderbar schaurig-komisch. Rund herum standen und knieten die bärtigen, uralten Afrikaner mit toternsten Gesichtern, bewehrt mit Knüppeln, Gewehren, Messern. Und im Hintergrunde stand unser „Medizinmann" mit der Rumflasche, dem Gegengift. Flackerndes Kerzenlicht warf geisternde Schatten — kurz, die Sache kam mir wie der Spuk einer Schlangenbeschwörung vor, und als tüchtiger Oberspuker saß ich in der Mitte und hielt krampfhaft fest — eine kleine Aluminiumkapsel, die das Lichtbild meines Mädchens enthielt. Ich trug die Kapsel an einer Schnur um den Hals auf der bloßen Brust. Jetzt war sie mir als Schlange nur über die schwitzende Haut gerutscht.

Ich hielt es für geratener, das Spiel „Schlangensuchen" weiter mitzumachen. Als dabei aber der Entdecker säugender Schlangen unter meinen Sattel schaute, da zerplatzte mein Widerstand unter lautem Lachen. „Nun ist der Grüne vollkommen geworden", hörte ich sagen. Nur Simon hatte die Sache richtig erfaßt. „Baas, laß mich sorgen", flüsterte er mir ins Ohr und stieß mir schnell zwei winzige Dorne ins Fleisch. Dann zeigte er meine Hand dem Sanitäter: „Sieh, Doktor, die Mamba hat den Baas gebissen." Da drückte mir der Doktor die Rumflasche in die Hand: „Trink, sauf!" und raste fort, um ein Messer zu holen. Aber es war schon zu spät, ich fiel kraftlos um und konnte nur noch feixen, als er mir den Schlangenbiß aufritzte und Simon mir das Gift aussaugte.

Voll von Nächstenliebe, aber mit schlecht verhehltem Kummer, brauten mir die alten Afrikaner ein heißes Gegengift aus ihren Resten von Rum, Schnaps, Kognak. Und ich armes, grünes Luder sollte auch das noch schlürfen. Aber, wenn auch sonst nicht bange, hierzu war ich zu feige. Doch Simon wußte wieder Rat und hatte mehr Mut: „Baas, auch das ist gut gegen meine Mamba", und dann goß er die Brühe hinter seine Binde. — „Komisch, du bist fieberfrei, aber Simon gefällt mir gar nicht", meinte am anderen Morgen der Doktor und zog die Stirn kraus.

Die gesäugten Schlangen waren gerächt, denn ich Grüner hatte diese uralten, erfahrenen Afrikaner um ihren Ruhm und letzten Rum geprellt.

Das bestellte Filmmanuskript.

Ein prominenter Berliner Filmfabrikant kehrte vor einigen Jahren von einer Reise nach New York und Hollywood zurück. Noch gänzlich unter dem Eindruck der unerhörten Intensität des amerikanischen Lebens und der Arbeit in den dortigen Filmateliers stehend, erklärte er seinem Dramaturgen, einen Film machen zu wollen, in dem Tempo und Rhythmus unserer Zeit bildkünstlerisch gestaltet werden müßten.

Der Dramaturg erklärte, daß ein Manuskript dieser Art von keinem berufsmäßigen Filmautor, sondern nur von einem Dichter geschrieben werden könnte. Er schlug daher einen bekannten modernen Dramatiker vor.

Der Dramatiker wurde zu einer Besprechung ins Direktionsbüro geladen und erhielt den Auftrag, für ein recht stattliches Honorar ein den Intentionen des Generaldirektors entsprechendes Exposé auszuarbeiten.

Nach etwa zwei Wochen wurde der Direktion der Entwurf ein- und dem Autor das vereinbarte Honorar ausgehändigt. Monate vergingen, bis der Schriftsteller eines Tages seinen Entwurf zurück erhielt mit einem Begleitschreiben, das ihm in dürren Worten mitteilte, trotz seiner hervorragenden Qualitäten entspräche das Exposé nicht den Intentionen der Direktion.

Nachdem sich Georg Kaiser von seiner Erstarrung erholt, setzte er sich kurzentschlossen an den Schreibtisch und machte aus der für den Film ungeeignet befundenen Fabel das Bühnenstück „Zweimal Oliver", das in vielen deutschen Städten Serien-Aufführungen erlebte. Und dieses Bühnenstück, dessen Stoff von einer deutschen Firma besonders im Hinblick auf Amerika für einen Film unbrauchbar erachtet worden war, wurde von einer großen amerikanischen Gesellschaft für ein hohes Honorar zur Verfilmung erworben. Was der Herr Generaldirektor für ein Gesicht gemacht hat, als er von diesem Faktum erfuhr, weiß die Filmhistorie leider nicht zu berichten.

Wanderlied.

Blumen an dem vollen Mieder,
In dem Beutel kargen Schmaus,
Doch das Herz voll froher Lieder,
Zogen einst die Mädels aus.

Zogen, wo der Himmel blaute,
Uferlang an Elb' und Rhein,
Und manch' Jüngling mit der Laute
Schritt voll Hoffnung hinterdrein ...

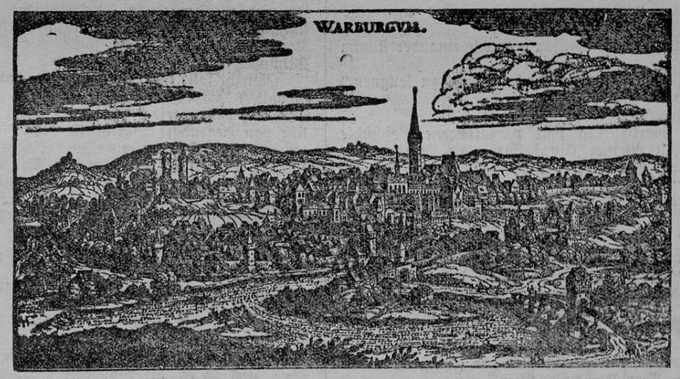
Heute auf geheiztem Zweirad
Rast der Bursche, was er kann;
Und als Passagier und Beirat
Klammert sich die Liebste an.

Sitzt man endlich in der Laube
Unterm blühenden Jasmin,
Ist das Aug' verklebt vom Staube
Und die Nase voll Benzin ...

Rudolf Presber.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 56 — 13. Juli 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich glaube, daß ich ihn von Ansehen kenne. Und wo waren Sie mit ihm zusammen?"

„Ich machte gestern abend einen Spaziergang, wobei ich Rittner in der Nähe des Justizpalastes traf. Ich begleitete ihn dann ein Stück weit nach seiner Wohnung hin. Er hatte eigentlich fahren wollen, mir zuliebe ging er aber zu Fuß. Während wir beisammen waren, schlug es halb neun Uhr. Ich weiß es bestimmt, weil Rittner seine Uhr herauszog und sie stellte."

„Ein Alibi, wie man sich's nur wünschen kann. Haben Sie sich mit Ihrem Freunde bereits ins Einvernehmen gesetzt, wegen seiner Aussage, die aus formellen Gründen ja nötig ist?"

Düringer stockte momentan, suchte nach Worten, blickte unsicher umher.

„Ich hätte das bereits getan, — es wäre ja das Natürliche und Gebotene, — aber die Sache, — leider ist eine Schwierigkeit bei der Sache. Mein Freund ist nämlich gestern abend um elf Uhr abgereist nach dem Süden, — er ist sehr viel auf Reisen, — besonders im Winter, den er in Deutschland nicht liebt, — und ich kann leider nicht angeben, wo er sich zurzeit befindet."

Lüdemann mußte, wider Willen vielleicht, Brennert abermals anschauen, der dem Staatsanwalt seinen triumphierenden Blick von vorhin zurückgab.

Inzwischen fuhr Düringer fort:

„Ich werde selbstverständlich versuchen, Rittner telegraphisch zu erreichen, aber es wird seine Schwierigkeiten haben. Denn er sagt nie vorher, wohin er fährt. Bis Basel ist ihm der Weg wohl vorgezeichnet, über Basel muß er jetzt aber schon hinaus sein, und ob er weiter über den Gotthard, über den Genfer See oder über den Simplon fährt, ist eine Sache des Zufalls, der Reisegesellschaft, irgendeines äußeren Umstandes. Trotzdem werde ich gleich an ein paar Stationen der genannten Routen telegraphieren und versuchen, ob durch Namensaufruf mein Freund in einem der durchpassierenden Schnellzüge doch vielleicht zu ermitteln ist.

Nach dem ersten augenblicklichen Stocken hatte Düringer schnell, in einem sogar immer mehr steigenden Tempo gesprochen. Doppelt stark wirkte nun die Stille, die seinen Worten folgte. Der Staatsanwalt antwortete nicht gleich, sondern zeichnete mit einer Fingerspitze allerlei Figuren auf die grüne Plüschdecke des Tisches, an dem er saß, wobei er den Kopf zugleich nachdenklich hin und her bewegte. Nach einem Schweigen, das länger schien, als es war, sprach er dann in einem leicht veränderten, kühleren Tone.

„Das ist unangenehm, — sehr unangenehm für Sie, Herr Regierungsrat, und für die Behörde. Machen Sie aber immerhin den Versuch, Ihren so unzeitig abgereisten Herrn Rittner zu erreichen, wenn mir auch ein Erfolg wenig wahrscheinlich ist."

„Leider auch mir", sagte Düringer und stand auf „Jedenfalls will ich eilen, — wenn Sie mich nichts mehr zu fragen haben, Herr Staatsanwalt."

„Nur ein paar Worte noch. Sie haben eine Bekanntschaft mit der Ermordeten gestern abend schon dem Herrn Kommissar gegenüber zugestanden, nicht wahr?"

Eine merkwürdige Veränderung zeigte sich bei Düringer, als die Kunewka erwähnt wurde. Seine Lippen zuckten, als wenn er mit Weinen kämpfte, seine Hände bewegten sich nervös, und mühsam, heiser kamen seine Worte hervor:

„Allerdings, — gewiß, — der Wahrheit gemäß."

„Ihre Bekanntschaft war nicht von älterem Datum, wurde hier erst angeknüpft?"

Einen Moment schien Düringer zu zögern, zu überlegen, um dann in derselben heiseren Weise zu sagen:

„Ich habe sie hier erst kennengelernt. Ich bewunderte sie als Künstlerin, das tat fast ein jeder in der Stadt, — und ich habe sie besucht."

„Wurden Sie hier in diesem Boudoir von ihr empfangen?"

„Ja, hier. Dort, — dort auf dem Diwan hat sie mir gegenübergesessen." Wieder klang eine tiefe Bewegung aus Düringers Worten.

Auch der Staatsanwalt erhob sich.

„Für heute will ich Sie nicht aufhalten, wir werden jedenfalls noch öfters miteinander zu konferieren haben."

„Ja, ich werde zum Telegraphenamt gehen," sagte Düringer, bewegte sich aber dabei nicht vom Fleck. Er starrte zur Tür hinüber, die nach dem Speisezimmer führte, und seine Hand hob sich langsam, dorthin weisend, wie von fremder Macht wider Willen regiert.

„Ist sie, — ist sie sehr entstellt?"

„Sehr."

„Oh, es ist furchtbar — furchtbar!" Ein konvulsivisches Weinen erschütterte Düringers Körper für einen Augenblick, doch ging es rasch vorüber.

„Hätten Sie den Wunsch, sie noch einmal zu sehen?“

„Nein, nein — oh nein! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich damit und lassen Sie mich gehen!“

„Ich halte Sie nicht.“

Der Regierungsrat öffnete die Lippen, als wenn er noch etwas sagen wollte, machte dann aber nur eine stumme Verbeugung und ging hinaus.

Staatsanwalt und Kommissar schauten einander stumm in die Augen.

„Seltsam ist sein Betragen, das ist nicht zu leugnen,“ sagte Lüdemann.

„Sehr seltsam.“

„Und seine merkwürdig spät vorgetragene Geschichte von diesem Herrn Rittner klingt stark nach dem großen Unbekannten, den wir so gut kennen, und der niemals aufzufinden ist.“

„Mir ist es am auffallendsten, daß er hierher ins Haus gekommen ist.“

„Warum?“

„Herr Staatsanwalt kennen doch den merkwürdigen und geheimnisvollen Reiz, den der Platz des Mordes auf den Mörder ausübt. Und außerdem, wenn er in die Tat verwickelt wäre —, so hätte sein Kommen auch den Zweck haben können, zu sehen, ob nicht irgendwelche Spur von seinem Hiersein geblieben wäre.“

„Dafür hätte doch nur der Anblick des Zimmers nützen können, wo der Mord geschah. Nein, nein — ich will auf diesem Wege nicht weitergehen. Tatsachen zwingen bisher dazu nicht, wenn ich auch gestehe, daß mir dies vergessene Alibi recht verdächtig erscheint. Aber wir haben zu die viel handgreiflichere Spur der beiden verdächtigen Burschen, und auch die Glaubwürdigkeit der Jungfer haben wir noch nicht kontrolliert. Vielleicht hätten Sie die Freundlichkeit, jetzt noch einmal nach Hegendorf zu telephonieren und nach dem Erfolg der Recherchen zu fragen. Der Herr Höcker oben dürfte wohl ein Telephon haben.“

„Und hinterher wollen wir die Stubenföhr vernehmen. Aber nicht eher, als Sie zurück sind.“

Es dauerte nicht lange, bis der Kommissar seine Rückkunft meldete: sein Gesicht schien Besonderes anzuzeigen Lüdemann erkannte das auf den ersten Blick.

„Nun, haben Sie oben ein Telephon gefunden?“

„Allerdings. Und es hat mir gesagt, daß ich ein Dummkopf gewesen bin.“

„Wieso?“

„Weil ich dieser Person, dieser Stubenföhr, zu viel geglaubt habe. Sie lügt.“

„Wirklich? Sehen Sie wohl, jetzt werden wir zu den Tatsachen kommen.“

„Hoffentlich. In Hegendorf ist jedenfalls festgestellt worden, daß die alte Frau Stubenföhr kerngesund ist. Unsere Zeugin aber hat ihrer Mutter gesagt, sie müsse mit dem Zuge um dreiviertel acht Uhr hierher zurückfahren, weil sie nicht länger Urlaub habe. Das genaue Gegenteil also von dem hier Ausgesagten.“

„Sehen Sie wohl, daß diese Kontrolle doch nötig und möglich war. Nun wollen wir aber die Person selbst einmal vernehmen.“

„Sie läuft bereits auf dem Korridor umher und wartet scheinbar in großer Aufregung.“

„Seien Sie so gut, sie hereinzurufen.“

Brennert ging an die Tür und rief Marie Stubenföhr ins Boudoir. Es war eine kleine, zierliche, hübsche Person, die mit einem halb koketten, halb nervösen Lächeln vor den Staatsanwalt hintrat.

Er stellte zuerst mit ruhiger Freundlichkeit ein paar gleichgültige Fragen über Namen und Herkunft und fuhr dann fort:

„Seit wann waren Sie bei der Verstorbenen in Dienst?“

„Erst seit Oktober, als das Theater anfing und sie hierherkam. Aber wenn es auch nur ein paar Monate waren, ich habe sie doch in der kurzen Zeit so lieb gewonnen, so lieb! Sie war immer gut und heiter und freundlich.“

„Wenn das wahr ist, was Sie da eben über Ihre Zuneigung und Ergebenheit für die Tote gesagt haben, dann sollten Sie doch auch alles tun, um zur Bestrafung des Mörders beizutragen.“

„Aber ich habe doch dem Herrn Kommissar gestern bereits alles gesagt, was ich weiß.“

„Nein, das haben Sie nicht getan. Sie haben gelogen.“

Die Stimme Lüdemanns nahm auch jetzt keinen Ausdruck von Zorn und Heftigkeit an, sondern blieb ruhig und freundlich wie zuvor, so daß auf dem Gesicht der Jungfer zuerst mehr ein ungläubiges Erstaunen als Erschrecken zu sehen war. Dann aber flammte ein heißes Rot darin auf, und sie sagte mit bebender, unsicherer Stimme:

„Wieso soll ich denn gelogen haben, Herr Staatsanwalt?“

„Sie haben gesagt, Sie seien schon um dreiviertel acht Uhr von Hegendorf abgefahren, weil Ihre Mutter unwohl gewesen sei. Das ist nicht wahr; Ihre Mutter ist kerngesund. Sie haben ferner gesagt, Sie müßten um die angegebene Zeit fortfahren, weil Sie nicht länger Urlaub hätten. Das ist auch nicht wahr. Sie hatten, wie Sie dem Herrn Kommissar gegenüber aussagten, Erlaubnis, bis um elf Uhr fortzubleiben, und ich habe Grund anzunehmen, daß dieser Teil Ihrer Angaben richtig war. Alles übrige war falsch und erlogen.“

Marie Stubenföhr brach plötzlich in Weinen aus, hob die Hände bittend empor und rief:

„Oh, Herr Staatsanwalt, machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Es ist nicht mein Ziel, Sie unglücklich zu machen. Mein Ziel ist es, die Wahrheit herauszubringen. Und ich rate Ihnen, mir jetzt in allem und jedem die Wahrheit zu sagen.“

„Ja, ja, das will ich tun, Herr Staatsanwalt! Ich sehe doch, daß alles herauskommt. Aber unsereins hat auch ein Herz in der Brust und möchte gern was haben für's Gefühl.“

„Aha — eine Liebesgeschichte. Läuft es darauf hinaus?“

„Ja, wenn der Herr Staatsanwalt es so nennen wollen. Aber nichts Leichtsinniges — ganz in Ehren, Herr Staatsanwalt. Ich habe einen Bräutigam, einen richtigen Bräutigam, der mich heiraten will, wenn er nur erst eine Frau ernähren kann. Franz heißt er und ist Schlosser, und ich hatte für gestern abend mit ihm verabredet, wir wollten uns um halb neun Uhr, weil ich da gewöhnlich mit meiner Arbeit fertig war, hier vor dem Hause für eine Viertelstunde treffen. Fräulein Kunewka gab mir aber gestern den Urlaub erst nachmittags und so unerwartet, daß ich meinem Bräutigam keine Nachricht mehr schicken konnte. Darum habe ich zu Hause gesagt, ich müßte schon um dreiviertel acht Uhr wieder fort, und weil ich dachte, Fräulein Kunewka hätte vielleicht irgendjemand im Haus erzählt, ich brauchte nicht vor elf Uhr wiederzukommen, da habe ich mir das ausgedacht mit der Krankheit von meiner Mutter. So ist es gewesen, Herr Staatsanwalt, wahr und wahrhaftig!“

„Die Geschichte klingt einigermaßen glaubhaft. Wie heißt Ihr Verlobter und wo steht er in Arbeit?“

„Franz Wildführ heißt er und arbeitet schon seit vier Jahren in der großen Kunstschlosserei von Heinrich Mathias in der Hochstraße.“

„Gut. Und wie war es gestern abend? Haben Sie Franz Wildführ hier um halb neun Uhr vor dem Hause getroffen?“

„Ja, Herr Staatsanwalt, schon etwas eher. Denn er stand bereits da, wie ich von der Bahn kam, was ungefähr fünf Minuten vor halb neun war. Er hatte nämlich nur einen Augenblick Zeit, was er vorher nicht gewußt hatte, weil eine Versammlung auf dieselbe Zeit einberufen war.“

„Was für eine Versammlung?“

„Eine Arbeiterversammlung, weiter weiß ich nichts. Nur daß er dort eine Rede halten sollte.“

„Wie lange sind Sie gestern mit Ihrem Verlobten zusammen gewesen?“ fuhr der Staatsanwalt fort.

„Ach nur ganz kurz. Wir hörten es halb neun schlagen auf der Nikolaikirche, und da hat er gleich gesagt, er müßte nun fort, er käme so schon zu spät.“

„Ist er denn wirklich sofort gegangen?“

„Ja — das heißt, ein paar kurze Minuten ist er noch geblieben und hat mir einen Kuß gegeben im Hausgang. Ach, er kann so wunderschön küssen!“

„Das interessiert mich weiter nicht, ob Herr Wildführ schön küssen kann. Aber wann, um welche Zeit genau, ist er gegangen?“

Fortsetzung folgt.

Die Heimkehr des Werner Häberlin.

Skizze von Julius Franz Schütz.

Eigentlich lag das alles in dem Tautropfen eingeschlossen, der sich auf einer grünen Ranke im Morgenwind vor dem Zellenfenster wiegte. Ein verflucht schöner blitzender Tautropfen! Werner Häberlin stellte sich auf die Zehenspitzen und hielt sich mit beiden Händen am Gitter fest, um besser sehen zu können. Wie der Tautropfen so in der Sonne funkelte, das kitzelte in den Augen und bis weit ins Gehirn hinein.

Früher hatte er sich nie die Zeit genommen, das anzusehen — wie schade! Draußen im Felde lag er morgens von tausend solchen Tropfen umgeben. Ueber ihm krepierten Geschosse. Aber das war nun alles nebensächlich. Wie, wenn die ganze Welt aus lauter solchen Tropfen bestände? Einer immer neben dem andern, immer neben dem andern ... Das wäre doch zum Totlachen! Werner Häberlin brüllte vor Lachen.

Drunten im Garten gingen ein paar Pflegerinnen auf und ab. Sie schauten herauf. Mochten sie herſehen! Er lachte ihnen zu, mit Tränen in den Augen. Plötzlich aber schlug ein Windstoß die Ranke ans Gitter und schleuderte ihm den Tautropfen mitten auf die Stirn. Er erschrak und schlich betrübt und still nach seinem Lager zurück.

Sie hatten ihn hier eingesperrt — warum? — wegen nichts. Weil er im Trommelfeuer sich auf den Rücken gelegt und mit Händen und Füßen vor Lachen um sich geschlagen hatte. Es war aber auch zu komisch, dies Gefühl, das aus dem Genick in den Hinterschädel kribbelnd emporstieg. Die anderen waren damals grün gewesen vor Todesangst und zusammengerissenen Nerven.

Da hatten sie ihn weggetragen und gesagt, nun ginge es heimwärts. Alles hatten sie sorglich zusammengepackt und mitgenommen, seine Brieftasche, seine Uhr, seine Tapferkeitsmedaille, die bei dem Lachen fast verloren gegangen war. Er hatte selbst die Adresse geschrieben, als diese Gegenstände seiner Mutter geschickt wurden. Nur die Medaille bedang er sich aus. Die wollte er auch fürderhin tragen. Nicht jeder besitzt die Goldene. Mancher hat eben Glück ...

Nun saß er hier.

Doch darüber war er auch nicht betrübt. Warum dann nur eigentlich? Er kroch ganz in sich zusammen, verkrampfte die Hände um die Medaille, zog die Füße an den Leib und dachte angestrengt nach.

Ein Pfleger kam und brachte ihm zu essen. Es sei schon Mittag.

Er schmiß die Schale zum Fenster hinaus: Blödsinn! Es war doch eben Morgen gewesen! Er, Werner Häberlin, ließ sich nicht belügen. Vor einer Minute hatte er ja auf den Zehenspitzen am Fenster gestanden und hatte den Tautropfen angeschaut. Schon kochte der Zorn hoch. Er hob den Blick. Der Tautropfen war fort, die Ranke auch. Das machte ihn wieder stumm.

Dann kamen Menschen. Der Arzt, der Pfleger und eine alte Frau. Die alte Frau weinte und streichelte über seinen Kopf. Es war ganz angenehm. Mochte sie's immerhin tun. Er rührte sich nicht. Die Frau ging mit den beiden fort.

Da fiel ihm ein, daß sie seiner Mutter vorhin gesagt hatten: „Sie sehen ja, er erkennt Sie nicht.“ Und seine Mutter hatte noch mehr geweint. Das war gemein, empörend! Warum hatten sie das gesagt! Hatten sie wirklich geglaubt, er erkenne sie nicht? Schurken oder Narren waren sie! Er sollte seine Mutter nicht kennen, seine liebe alte Mutter! Selbstverständlich hatte er sie erkannt. Er hätte nur aufzustehen brauchen und ihr die Hand geben. Aber er saß gerade so im Nachdenken.

Und dann hatten sie seiner Mutter noch gesagt, er sei unheilbar. War das nicht niederträchtig? Sie würde nun allein fortgehen und weinen. Er mußte aufstehen und schreien vor Wut. Und er stemmte den Kopf zwischen die Schultern, fest, und rannte gegen die Wand, einmal, zweimal. Das tat wohl.

Zu essen hatten sie ihm nichts gebracht, die Hunde, den ganzen Tag nicht einen Bissen! Und der Abend war schon da. Er schrie was er konnte: Hunger, Hunger! und rannte mit dem Schädel an die Mauer, zwischen Wimmern und Lachen.

Ein warmer Streif ging ihm über Stirn und Augen bis in den Mund. Da wurde er müde. Er legte sich zu Bett. Als sie ins dunkle Zimmer kamen, um nachzusehen, sagte er, der Mann von nebenan habe einen Anfall gehabt. Ganz gescheit und ruhig sagte er es — oh er war schlau! So hatten sie auch wirklich das Licht nicht eingeschaltet und waren in die Nebenzelle gegangen. Mochten sie dem die Zwangsjacke anlegen: der war taubstumm, konnte sich nicht verteidigen. Fein hatte er das gemacht!

Ja, er, Werner Häberlin wußte sich die Leute vom Leibe zu halten. Denn er wollte schlafen. Er schlief auch schon und freute sich selbst dabei, daß er schlafe. Er träumte:

Er ging über die Wiese, durch mannshohes Gras. Nein, keine Wiese, eine Steppe war es, groß wie die Erde. Dann war ein langer breiter Obstgarten da. Alle Bäume blühten. Aus dem Hintergrunde, zwischen blühenden Apfelbäumen, grüßte sein Haus. Gar nicht eng und klein schien es ihm — weit, ladend und treu, eine neue Heimat, für ihn und viele Brüder. Seine Mutter kam ihm entgegen und umarmte ihn jubelnd. Ihr weißes Haar leuchtete. Wie hatte er je meinen können, dies Haar sei grau! Weiß war es, wie Wolken durch den Sommerhimmel. Mit beiden Händen strich er über ihr weißes Haar. Sehr, sehr lieb hatte er seine alte Mutter!

Und die Mutter winkte, und aus dem Schatten der Blüten trat ein junges Weib hervor, blond, gütig und stark. Die würde seine Geliebte werden und seine Frau. Und sie gingen zu dreien dem Hause zu. Aber Werner Häberlin war es, als zögen viele mit ihnen, Hunderte, Geschlechter, ein Volk, das heimwärts zog. In der Tür wandte sich das junge Weib noch einmal ins Land zurück. Ihre Augen segneten alles, was blühte und wuchs ...

Der Mond schien in seine Irrenzelle. Er war erwacht Vom Mondlicht ging eine seltsame Kraft aus. Werner Häberlin wußte nun, daß er krank war. Für immer. Immer wieder würde es kommen, das mit dem Lachen und das mit dem blutigen Krampf. Aber traurig, wie der Arzt sagte, war das nicht.

Er faltete seine Hände. Sein Traum erfüllte ihn ganz. Silberner Trost ging davon aus. Tausende, Millionen träumten ihn so: Mutter, Haus, Heimkehr. Und ein Weib an der Seite, die Felder segnend und die blühenden Fluren. Und eine Zukunft voll Frieden.

Er würde krank bleiben. Aber die Tausende würden heimkehren können. Alles würde so kommen. Und darum war alles gut. — —

Als Werner Häberlin am nächsten Morgen auf den Zehenspitzen stand und sich mit beiden Händen am Gitter festhielt, sah er wieder einen Tautropfen auf der grünen Ranke vor dem Fenster. Doch das Blau des Himmels, der Garten des Irrenhauses, und selbst sein eisernes Fenstergitter spiegelten sich wunderbar verklärt darin.

Da ging er still zu seinem Lager zurück und weinte sich alles Weh und alle Not vom Herzen, hingegeben und gläubig wie ein Kind.

Schlangenmosaik.

Eine heitere Erzählung von Willi Wahldiek.

Immer, wenn ich Schlangen sehe, gruselt's mir. Trotzdem muß ich lachen. Das klingt absonderlich, ist es aber nicht. Der Widerspruch erklärt sich aus folgenden Erlebnissen:

Ich war noch nicht lange in Südwestafrika, als ich mit dem Eingeborenen Simon über ein Hochland ritt. Wir brachen nach einer bitterkalten Nacht schon vor Tagesanbruch auf, um zunächst durch flottes Marschieren unsere erstarrten Glieder zu erwärmen; nachher besorgte das die Sonne ja gründlicher. Als sie, eine rotglühende Kugel, hinter einem fernen Höhenzuge emporstieg, erwachten alle Lebewesen: Eidechsen blickten uns aus klugen Augen an. Chamäleone harrten in starrer Ruhe ihres Fliegenfrühstücks. Affen sprangen über Felsen und Klippen. Klippböcke zogen die Hänge hinauf. Vogel-